Der Herr Direktor.

Von G. Busse-Paalma.

Der Herr Direktor hatte die neue Stellung erst vor wenigen Stunden übernommen. Im Armstuhl sitzend, den massiven Körper leicht vornübergeneigt, durchging er mit dem ersten Buchhalter und einem jüngeren Angestellten die Geschäftsbücher der Ziegelei. Bei der Erläuterung einer Zahlenreihe geschah es einmal, daß der braune Vollbart des jungen Mannes die Wange des neuen Herrn berührt.

Nervös fuhr dieser auf. „Sagen Sie, Herr —"

„Leymann", ergänzte der Angesprochene höflich.

„Herr Lehmann also, finden Sie es besonders schön, einen Vollbart zu tragen?"

Der junge Mann errötete bis in die Stirn.

„Eine alte Gewohnheit, Herr Direktor!"

„Nun, zum mindesten ein sehr seltsamer Geschmack."

Dann rechneten sie weiter, und es wurde später Abend, ehe der Direktor die Faorit verließ und in das große, öde Haus hinüberging, in dem sich seine Privatwohnung befand.

Am nächsten Morgen saß er um die neunte Stunde gerade beim Frühstück, als das Dienstmädchen den semmelblonden Kopf nochmals durch den Türspalt schob.

„Der Barbier ist da, Herr Direktor! Wo soll ich ihn hinführen?"

„Der Barbier? Hm! Er soll nur hier herein."

Gut, daß er kommt, dachte er dabei und fühlte sich mit der Hand an das Kinn, die Bartstoppeln guckten schon allzusehr heraus.

Der Barbier trat ein.

Es war ein lang aufgeschossener, junger Mann mit brandrotem Haar, das ihm borstensteif auf dem eckigen Schädel stand. Er machte eine tiefe Verbeugung und grüßte mit niedergeschlagenen Augen.

„Also Sie sind der neue Verschönerungsrat?" rief ihm der Direktor jovial zu. „Ist auch alles da, scharfes Messer, leichte Hand, was?"

Die schmalen Lippen des jungen Menschen verzogen sich zu einem stummen Lachen.

„Ich hoffe, Herr Direktor!" sagte er dann. „Wenn Herr Direktor sich aber erst überzeugen wollen. . ."

Er hatte das Lederetui und die Seifenbüchse auf den Tisch gestellt und zog nun das Rasiermesser, eine blitzende, doppelschneidige Klinge hervor.

„Ganz neu und scharf wie Gift. Herr Direktor! Geht durch Fleisch und Knochen, wenn's sein soll!"

Er grinste dabei und zeigte seinem Kunden den Stahl, ihn aus kleinen, halb zusammengekniffenen Augen anblinzelnd.

In dem Direktor stieg ein unangenehmes Gefühl auf. Der Mensch gefiel ihm nicht, und es war ihm auch so, als ob er ihn kennen müsse. Von woher, war ihm freilich rätselhaft. Aber schließlich: was ging ihn auch die Persönlichkeit seines Barbiers an?

Er winkte also unwirsch ab.

„Schon gut, schon gut! Stellen Sie den Stuhl dort an das Fenster!"

Der Barbier gehorchte, und der Direktor setzte sich.

Er bekam die Serviette um den Hals und wurde eingeseift. Bei dieser Prozedur fielen ihm die großen, ungeschlachteten Hände des jungen Menschen auf.

„Wenn Sie das „leicht" nennen!" spöttelte er mit bezeichnender Gebärde.

Der Barbier hielt mit dem Seifen ein und besah seine Pranken.

„Leicht nu gerade nicht," meinte er dann gemütlich. „Aber sicher und fest! Sicher und fest! Sehen Sie mal, was die packen wollen, das packen sie; und was sie halten wollen, das halten sie! Und wer's nicht glaubt. . ."

Der Direktor hob unwillkürlich seinen Arm wie zur Abwehr ein wenig in die Höhe. Was zum Teufel hatte der Kerl nur!? Während der letzten Worten hatte er wahrhaftig mit den Zähnen geknirscht, und sein Blick war tückisch grün geworden. Ein übler Kunde! dachte er sich. Wenn das mein Feind wäre, ließ' ich mich gewiß nicht von ihm rasieren.

„Ich glaub's schon!" erwiderte er also mit gezwungenem Lächeln. „Aber bitte, beeilen Sie sich. Der Briefträger muß nämlich jeden Augenblick kommen."

Er errötete dabei. Diese Lüge war ihm ganz unwillkürlich entschlüpft, und er war sich selber nicht ganz klar, zu welchem Zwecke er sie vorgebracht hatte.

Ueber das Gesicht des Barbiers, das sich gleich wieder in die vorschriftsmäßige Ruhe gelegt hatte, zuckte es flüchtig wie verhaltener Spott.

„Darum brauchen sich der Herr Direktor nicht zu sorgen! Die Briefschaften werden alle im Kontor drüben abgegeben, und hierher kommt gewiß keiner!"

Der Direktor biß sich auf die Lippen.

„Woher wissen Sie denn das?" fragte er gereizt.

„Ich habe den früheren Herrn auch bedient!"

Damit griff er nach dem Messer, legte prüfend die Fingerspitze auf die Schneide und begann langsam zu rasieren.

„Starker Bartwuchs!" sagte er anerkennend. „Kräftige, dicke Haare! Hätte das früher gar nicht geglaubt, weil Herr Direktor — mit Verlaub gesagt — schon eine leichte Platte haben. Aber Herr Direktor kennen mich wohl nicht mehr? Natürlich nicht! Ich war ja noch ein Junge!"

Also doch! dachte sich der Direktor. Mir war doch gleich so!

„Hm, von wo kennnen Sie mich denn?"

„Aus Franzensdorf. Wenn der Herr Direktor sich erinnrn wollten, an die alte Goschen, die draußen am Walde wohnte, wo der Herr Direktor nebenbei seine Jagd hatte. Ich bin ihr Sohn."

„Goschen, Goschen—" überlegte der Rasierte zweifelnd. Und plötzlich stieg eine Erinnerung in ihm auf.

Richtig: das war ja das alte Weib mit dem spitzen, mageren Raubvogelgesicht, mit dem er so viel Scherereien gehabt hatte! Hm! Sehr behaglich wurde ihm dabei ganz und gar nicht. Er hatte ein böses Gewissen, und der junge Mensch hier, der ihr Sohn war und das haarscharfe Rasiermesser so langsam und schwerfällig über seine Wange gleiten ließ, sah nicht gerade vertrauenerweckend aus.

„Richtig!" erwiderte er also. „Ich erinnere mich dunkel. Wie geht es Ihrer Mutter denn jetzt?"

Ein unangenehmes Grinsen zog sich über das Gesicht des Barbiers.

„Danke für die Nachfrage, Herr Direktor, danke! Jetzt geht's ihr gut. Still, still und so friedlich, wie sie's besser nicht wünschen kann. Sie ist nämlich lange tot. Und vielleicht wieder mit der alten Fine zusammen, der Hündin mein' ich, die Herr Direktor damals auf der Jagd erschossen haben. An der hing mein Mütterchen sehr und hat sich krank gehärmt darüber."

Der Direktor machte eine nervöse Bewegung, und als der Barbier sein Messer für einen Augenblick von seinem Gesicht entfernte, stieß er hastig hervor: „Das ist eine Lüge! Nicht ich habe den Hund erschossen. Und was zum Teufel geht das mich heut noch an? Beeilen Sie sich lieber mit dem Rasieren. Ich habe keine Lust, hier eine halbe Stunde zu sitzen."

„O Verzeihung!" sagte der Barbier, ohne sich im geringsten aus der Fassung bringen zu lassen, „Herr Direktor haben recht. Ich geh' ein bißchen langsam vor. Aber fest und sicher, fest und sicher. Und ich meine, der Herr Direktor sollten es auch dabei lassen. Herr Direktor haben einen wohlgenährten Hals. Beinahe fett! Wirklich, beinahe fett! Wenn da das Messer in der Eile mal ein bißchen zu tief ginge! Wär' 'ne kitzlige Geschichte! 'ne verdammt kitzlige!"

Der Direktor spürte, wie er ihm während dieser Worte mit zwei Fingern beinahe wollüstig über das gestraffte Fleisch strich.

Für einen Augenblick dachte er daran, ihn plötzlich zurückzustoßen und aufzuspringen. Aber wer konnte wissen, ob der schlackige, heimtückische Bursche nicht ebenso flink war und dann vielleicht erst recht losging? Er brauchte ihm ja nur die Schneide geschickt vorzuhalten, und er schnitt sich selber beim Aufspringen das Leben weg! Nein, nein! das war zu gefährlich. Und außerdem: vielleicht war alle Befürchtung nur ein Hirngespinst seiner erregten Phantasie. Es war ja möglich, sogar wahrscheinlich, daß der Rothaarige ein ganz harmloses Wesen war, das sich nur durch sein sonderbares Benehmen so verzweifelt unangenehm macht. Und dann wäre er unauslöschlich blamiert gewesen, wenn er als Halbrasierter davongelaufen wäre! Nein, als Angsthase konnte er sich in seinem neuen Wirkungskreis nicht von vornherein verschreien lassen!

Aeußerlich ruhig, lehnte er sich in den Stuhl zurück.

— „'ne Lüge war's eigentlich doch nicht, Herr Direktor," nahm der Barbier das Gespräch wieder auf. „Mutter hat mir oft genug erzählt, wie's dabei zugegangen war. Die Fine war so'n unendlich treues, gutmütiges Tier, das selten mal freiwillig von ihr weglief. Aber manchmal bekam's doch den Koller und wollt' sich austoben und ausspielen, wie's die Hunde mal so an sich haben. Ja und wie der Herr Direktor da mit den andern Herren und den drei Tölen an unserem Hause vorbei auf die Havelwiesen gingen, da war zufällig mal die Gartenpforte auf, und hops war sie hinterher. Kam ja so selten 'raus, das alte Vieh! Mutter gleich hinterdrein, aber wie sie glücklich so weit gehumpelt war, daß sie ihre Fine vergnügt über die Wiese springen sieht, da knallte schon der Schuß, und da heulte Fine schon so jammervoll auf, daß Mutter es bis an ihren Tod nicht mehr vergessen konnte. Und dann knallte es nochmal, und dann schleifte der Herr Direktor das sterbende Tier hinter die Weiden und stieß es dort in eine sumpfige Kuhle. Wissen das der Herr Direktor noch? Fine war noch nicht tot und schnappte nach Ihrer Stiefelspitze dabei. Das hat der alte Wolf gesehen, der grad' auf dem Havelsteg vorbeikam, und den der Herr Direktor am Sonnabend drauf aus der Fabrik jagten. Er ging dann betteln, weil er anderswo keine Arbeit fand. So war's doch, Herr Direktor? Oder nicht?" Er hielt mit dem Rasieren ein und sah, ohne das Messer vom Hals zu entfernen, den Befragten haßerfüllt an.

„Ich schoß nicht", sagte der Direktor mit schluckender Stimme. „Das tat ein Gast. Der Apotheker —"

„Auf wessen Geheiß?" fragte der Barbier zäh weiter. „Jagdherr waren Sie, und Sie alle wußten, daß das Tier kein fremder Wilderer war, sondern einer armen Nachbarin gehörte, aus deren Garten, er fast nie herauskam. Ich war damals in der Lehre, und meine Mutter war ganz einsam danach. Ihren einzigen Schutz und Freund hatten Sie wegknallen lassen. Ihr Jagdrecht, nicht wahr? Aber tut das ein guter Mensch? Tut das ein guter Mensch?"

Seine Brust hob sich erregt und keuchend, und durch den schmalen Spalt unter den niedergeschlagenen Wimpern flimmerte es ganz grün.

„So! Hier wären wir fertig!" sagte er mit belegter Stimme. „Bitte die andere Seite, Herr Direktor."

Wortlos, mit fest zusammengekniffenen Lippen drehte er seinen Kopf. Er konnte sich noch ganz deutlich an die Geschichte erinnern und wußte selber, daß er sich nicht grade vorbildlich benommen hatte. Aber das alte Weib war ihm immer ein Dorn im Auge gewesen. Ihr Häuschen hatte genau auf der Grenze zwischen seiner Jagd und dem Königlichen Forst gestanden, und wenn er einem wechselnden Bock mal ein bischen zu weit nachfolgen wollte — über sein Revier hinaus nämlich — hatte er sie manches Mal noch tief in der Schlafenszeit auf ihrem kleinen Balkon kauern sehen, stumm und traurig wie eine Nachteule. Manch sicherer Schuß war ihm dadurch verdorben worden.

„Donnerwetter!" schrie er plötzlich auf und fuhr sich mit der Hand schützend vor den Hals. Er war geschnitten worden, und seine Fingerspitze wurde warm von Blut.

Bestürzt wiegte der Barbier den Kopf.

„Ein Pickelchen, nur ein Pickelchen!" entschuldigte er sich. „Eine Sekunde, Herr Direktor."

Eilig holte er seinen Stein hervor und rieb die kleine Schnittwunde sorgfältig ein. Dem Direktor war es aber, als ob für einen Augenblick wieder das abscheuliche Lächeln um seinen Mund gezuckt wäre, das er schon vorher einmal bemerkt hatte.

„So, so! Es blutet schon nicht mehr!" sagte der Barbier beruhigend und legte den Stein fort. „Wenn ich Pickel überhaupt vermutet hätte, wäre das nie geschehen. Aber bei einem so glatten, vollen Hals. . . Meine Mutter sagte schon vor Jahren, damals, zwei Tage nach Fines Tod, als der Herr Direktor sie durch den Portier aus der Fabrik treiben ließ, weil sie klagen gekommen war — ja damals schon sagte sie vom Herrn Direktor: „Wenn er 'ne Aehre wäre, wär' sie reif zum Schneiden!" Herr Direktor waren auch damals schon gut bei Nahrung, und meine Mutter hatte gute Augen, wenn sie wen haßte. Und gehaßt hat sie den Herrn Direktor! Ja, das hat sie!"

Schab schab kratzte das Messer über die andere Kinnbacke. Langsam, ganz langsam, als ob der unheimliche Bursche, in dessen Augen es immer so wütend aufflimmerte, ihn für eine Ewigkeit auf dem Matterstuhle festhalten wollte. Aber der Direktor sagte sich doch: Besser ich schweige und laß ihn ruhig ausreden, als daß ich ihn reize. Einmal muß dies verdammte Abschaben doch ein Ende haben.

„Lebt die Dogge eigentlich noch?" fragte der junge Goschen. „Der Nero? War ein wunderschönes, herrschaftliches Tier, nur ein bischen böse und gefährlich. Herr Direktor wissen doch noch, wie sie uns die Milchziege und das Zickchen zusammenbiß. Herr Direktor waren ja ganz in der Nähe, waren aber wohl heiser und konnte sie darum nicht zurückrufen. Nero wollte wohl auch nur spielen, und es war nur Spaß von ihm, daß er dem Kleinen mit seinem prachtvollen Gebiß gleich die Kehle zermalmte. Und daß er wild wurde, als die alte Ziege bei diesem Anblick sich vom Pflock losriß und mit gesenkten Hörnern tollkühn gegen ihn vorging, konnte man ihm auch nicht übelnehmen. Nicht wahr, Herr Direktor? Er war doch herrschaftlich, und das war nur 'ne Armeleuts-Ziege! Ja und er verschaffte sich auch den gebührenden Respekt! Brach ihr erst mal das eine Vorderbein und biß ihr dann mit den edlen Zähnen das Euter zuschanden. Ich kam gerade dazu, als sie über dem blutenden Leichram der Kleinen zusammenbrach und bald ihre eigenen Wunden und bald die der Toten leckte. Der Junge, der damals so laut schrie, war ich, und ich habe die Gemordeten von ihrem Weideplätzchen heim in den Stall gebracht. Das hätten Sie sehen sollen, Herr Direktor, wie die Alte da den Kopf in den finstersten Winkel schob und aufstöhnte, ganz wie ein Mensch, dem man die Eingeweide aus dem Leibe gerissen hat. Sie stöhnte bis alles aus war. Zuletzt nur noch selten und ganz leise. So wie meine Mutter es machte, als sie starb."

„Ich hätt' ihr den Wert ersetzt, wenn sie in schicklicher Weise darum gebeten hätte", stieß der Direktor glutrot hervor.

„Möglich, Herr Direktor, möglich. Aber Mutter war wohl zu dumm, um schicklich zu bitten. Sie hatte so 'ne komische Idee, daß sie ein Recht besäße, eine Entschuldigung und eine Entschädigung zu verlangen. Natürlich verbot da dem Herrn Direktor sein Stolz, etwas zu tun! Wir hätten ja auch vor Gericht klagen können. Nichts einfacher als das! Drei Stunden Wagenfahrt bis nach Spandau, wo das Gericht ist, Advokatenvorschüsse, Zehrgeld, Schaden in der Wirtschaft — mehr hätt's ja nicht gekostet! Und hinterher hätt' der Herr Direktor fünfzehn Mark oder so was für die Ziegen bezahlt und hätt' lachen können über das kranke, arme Weibchen, das noch sein Schwein nachschmeißen mußte, um für eine Ziege entschädigt zu werden. Recht ist schon da, nur holen kann man sich's nicht, wenn man ein armer Teufel ist, der auf dem Lande lebt! Herr Direktor hätten keine Flasche Wein weniger getrunken, aber meiner Mutter ist fast das Herz gebrochen, als sie einsah, daß sie gegen den Geldbeutel nicht aufkommt. Arme Leute, Herr Direktor, arme Leute!"

Schab, schab.

„So, Herr Direktor. Jetzt nur noch eine Minute. Nur noch ein bißchen nachrasieren."

Ehe der Herr Direktor gegen diese Nacharbeit, die ihm heute ganz unnötig schien, noch Einspruch erheben konnte, fühlte er die Schneide schon wieder auf der Gurgel, und obendrein nicht schräg, sondern steil und drohend. Langsam und grinsend, mit schiefgezogenem Mundwinkel, beugte sich der Barbier ganz nahe an sein Gesicht und sagte, seinen Blick böse und tückisch in die Augen des Direktors bohrend, im Flüsterton: „Und wissen Sie, was meine Mutter noch gesagt hat? Noch auf dem Totenbett gesagt hat? „Dieser Mensch", sagte sie und hat den Herrn Direktor damit gemein, „sollte hingeschlachtet werden, wie mein armer Hund und wie die Ziegen. Ich hasse ihn so, daß ich ihm jetzt noch nicht verzeihen kann. Und du sollst ihn hassen und an unsern Haß denken, wenn du ihn mal unters Rasiermesser kriegst!" Bald darauf starb sie, und nun, Herr Direktor, ist es an mir —"

Der Herr Direktor war einer Ohnmacht nahe. Es war kein Zweifel mehr, daß der Bursche ihm ans Leben wollte. Käseweiß stieß er einen schwachen, klanglosen Hilfeschrei aus.

Im gleichen Moment trat der Barbier anscheinend bestürzt zurück.

„Sind Herr Direktor nicht wohl?" fragte er teilnehmend. „Vielleicht Wasser dienlich?"

Eilig legte er sein Messer beiseite und goß aus der Karaffe auf dem Mitteltisch ein Glas voll ein.

„Hoffentlich habe ich Herrn Direktor nicht mit meinen Jugenderinnerungen beunruhigt?" erkundigte er sich, als er es überreichte. „Und das letzte, was meine Mutter gesagt hat .... lieber Gott, das arme Frauchen lag ja tief im Fieber! So was tut natürlich keiner! Der Barbier gewiß nicht! Nein, wie der Herr Direktor nur so erschrecken konnten!"

Der Herr Direktor erholte sich wieder. Er stand auf und ging mit erregten Schritten wortlos im Zimmer auf und ab.

„Waren der Herr Direktor sonst zufrieden? Und wann befehlen der Herr Direktor, daß ich wiederkommen soll?" fragte er dann bescheiden, während ein verhalten triumphierendes, gesättigtes Lachen in seinen Augen stand.

„Ich werde Sie benachrichtigen lassen!" antwortete der Direktor kurz.

Mit einem tiefen Bückling verabschiedete sich der Barbier.

Eine Stunde später, als der Herr Direktor bereits wieder in der Fabrik am Schreibtisch saß, brachte ihm Herr Lehmann einige Schriftstücke.

„Nanu!" rief der Direktor erstaunt. „Wo haben Sie denn Ihren schönen Vollbart gelassen?"

„Abnehmen lassen, Herr Direktor!" antwortete der junge Mann errötend. „Herr Direktor äußerten gestern so deutlich Ihr Mißfallen—"

„Oh! Das war aber übereilt!"

Er konnte sein Mißbehagen so wenig unterdrücken, daß der junge Mann ihn ganz fassungslos ansah.

„Aber Herr Direktor sagten doch....."

„Man kann seine Meinung ändern, junger Freund. Sehen Sie, ich überlege mir selber, ob ich mir nicht einen Vollbart stehen lassen soll. Die Rasierverhältnisse scheinen hier miserabel zu sein."

Der Passagier.

Von Frederic Bortet.

„Das Ereignis," so erzählt uns Kapitän Marius Cazaran aus Marseille, „trug sich vor einer langen Reihe von Jahren zu, doch erinnere ich mich seiner so lebhaft, als sei es erst gestern geschehen. Ich war damals erster Offizier an Bord des Dampfers „Phönix", unter dem Befehl meines Onkels, des Kapitäns Borel.

Im Hafen von Bordeaux waren wir gerade im Begriff, die Anker zur Ausreise nach Brasilien zu lichten, als unser Passagier ankam. Auf einem kleinen Hafenboot war er an Bord gekommen und löste sofort seine Fahrkarte nach Pernambuco, unserem Bestimmungsort. Ein etwas sonderbarer Mensch, von unruhigem, doch energischem Wesen. Da wir jedoch an Bord unseres Frachtschiffes häufiger eigentümliche Persönlichkeiten sahen, so nahm mein Onkel, der in erster Linie mit dem Geldverdienst rechnete, ihn anstandslos auf.

Der Fremde belästigte uns auch keineswegs. Während der ersten vierundzwanzig Stunden verließ er überhaupt seine Kabine nicht, die man ihm an Deck überlassen hatte. Er berührte die Speisen kaum, die der Steward ihm brachte.

Am Morgen des dritten Tages rief der Kapitän mich in seine Kammer. Er war sichtlich bestürzt: „Weiß du, wer unser Passagier ist?" rief er mir erregt zu. — „Er ist ein Mörder!"

„Wie kommst du auf den Gedanken?" fragte ich betroffen.

„Ich bin überzeugt, daß er ein steckbrieflich verfolgter Mörder ist, ein Pariser Arzt, der kürzlich an einer Frau einen Raubmord begangen hat. Doktor Leclanchy heißt er und nicht Morin, wie er sich hier nennt!"

„Woher willst du das wissen?"

„Durch die Zeitungen, die man uns vor der Abfahrt brachte. Ich hatte erst gestern abend Zeit, sie zu lesen. Der Mord ist mit allen Einzelheiten beschrieben. Der Mörder wird steckbrieflich verfolgt. Man vermutet, daß er sich zur Flucht nach einem südwestafrikanischen Hafen eingeschifft hat. Es ist unser Passagier. Ich bin meiner Sache gewiß. Uebrigens habe ich ihn beobachtet."

„Wo und wann hast du ihn gesehen?"

„In dieser Nacht — durch eine Türspalte seiner Kabine. Er nähte Edelsteine in den Gurt seiner Beinkleider. Er ist's! Ich bin davon überzeugt!"

„Das erscheint mir noch nicht so gewiß," erwiderte ich meinem Onkel. „Du glaubst es — und möglich ist's; aber man sollte doch ohne zwingende Beweise keinen Menschen des Mordes bezichtigen."

„Beweise — Beweise!" rief mein Onkel erregt. „Ich habe Beweise genug. Du sollst sehen, er wird sich noch selbst verraten. Glaubst du vielleicht, daß ich mich zu seinem Mitschuldigen machen werde, indem ich ihn entweichen lasse?! — Na, vorläufig kann er ja nicht fort, noch dazu, da er sich eingeschlossen hält."

Die freiwillige Gefangenschaft unseres Passagiers war jedoch nicht von Dauer. Zwei Tage später kam er wieder zum Vorschein. Er habe sich von seiner Seekrankheit erholt, erklärte er, spazierte gemütlich an Deck umher und plauderte mit der Schiffsmannschaft. Gesprächsweise stellte er sich als Uhrmacher vor, der in Rio de Janeiro Geschäfte zu erledigen habe. Doch weder meinem Onkel noch mir gelang es, ihn zum Selbstverrat zu veranlassen. Er merkte alsbald, daß etwas gegen ihn im Werke sei und zog sich wieder von unserer Gesellschaft zurück. Ich hatte inzwischen den Steckbrief gegen den Mörder Doktor Leclanchy gelesen und war doch nicht so überzeugt wie mein Onkel, daß das Signalement auf unseren Uhrmacher Morin paßte.

* * *

Mehrere Tage vergingen in peinlicher Ungewißheit. Nie in meinem Leben habe ich wieder eine so unbehagliche Reise durchgemacht, wie jene mit dem „Phönix", trotzdem die Fahrt von herrlichem Wetter begünstigt war.

In der zweiten Woche ereignete sich die Katastrophe, die auf mich den stärksten Eindruck gemacht hat von allem, was ich je erlebte. Unser Steward erkrankte plötzlich unter heftigen Fiebererscheinungen und Erstickungsanfällen. Seine Kehle war mit gelblichen Eiterbläschen angefüllt. Diphtheritis! Die Diagnose vermochte ich dank meinem absolvierten Samariterkursus festzustellen. Damit war aber meine medizinische Kunst auch am Ende. Keiner von uns vermochte dem Schwerkranken zu helfen. Ratlos umstanden wir alle sein Lager und mußten zusehen, wie der arme Mensch, den wir alle gern hatten, mit dem Tode rang. Es war qualvoll.

„Unser Passagier," rannte mir mein Onkel plötzlich mit unsicherer Stimme zu.

„Was soll der Passagier?"

„Er ist Arzt — er könnte helfen!"

„Selbst wenn er es wäre, so würde er sich um keinen Preis verraten," flüsterte ich.

Im selben Augenblick fühlte ich mich beiseite geschoben. Der Passagier bahnte sich einen Weg zum Bette. Er hielt einen offenen Kasten mit blinkenden Instrumenten in der Hand. Ohne uns zu beachten, beugte er sich über den Kranken. Ein paar ruhige, sichere Bewegungen; dann sickerte Blut aus der geöffneten Kehle des Patienten, der wieder freier zu atmen begann.

Wenige Minuten später hatte der Operateur seine Arbeit vollendet.

„Er wird's wohl überwinden," stieß er halblaut durch die Zähne hervor. Dann wandte er sich dem Kapitän zu, sah ihm gerade in die Augen und erklärte mit fester Stimme:

„Ich bin Arzt!"

Der Kapitän umarmte ihn stürmisch, dann stieß er ihn heftig von sich und entleitte in seine Kabine.

Der Steward genas unter der sorgfältigen Pflege des Arztes, der sonst mit niemanden mehr ein Wort wechselte, selbst nicht mit den Matrosen, die nichts von seiner Person wußten, und ihm mit dem größten Respekt begegneten.

Der Kapitän war während dieser ganzen Zeit die Beute der widerstrebendsten Empfindungen. Er gab mir zwar keine Rechenschaft über seine Gedanken, aber er vermochte keinen Augenblick zur Ruhe zu kommen. Ich hörte ihn beständig in seiner Kabine im Selbstgespräch heftig disputieren, wie es seine Art war, wenn ihn eine schwierige Frage beschäftigte.

Eines Morgens endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben. Er suchte in meiner Begleitung den Passagier auf und erklärte ihm mit abgewandtem Blick: „Herr Morin, es erscheint mir nicht angebracht, zuerst in Pernambuco anzulegen, wo wir erwartet werden. Ich gedenke einen Umweg über Caracas zu machen. Die Stadt ist sehr schön gelegen. Vielleicht paßt es Ihnen, dort auszusteigen. Wie denken Sie darüber?"

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten," erwiderte der Passagier einfach.

So blieb das Verbrechen des Doktor Leclanchy, das seinerzeit so ungeheures Aufsehen erregte, ungesühnt. Und seit unser Passagier im Staate Venezuela an Land gegangen war, hat man nie wieder etwas von ihm gehört. Als wir uns wieder auf hoher See befanden, rings umgeben von Himmel und Wasser, und fern aller irdischen Verbrechen, da legte der Kapitän mir die Hand auf die Schulter und sagte:

„Weißt du, der Mann hat ein Menschenleben vorsätzlich vernichtet — aber er hat ein anderes dafür dem Leben gerettet, ohne Rücksicht auf eigene Gefahr. Ich denke, diese beiden Taten halten einander die Wage. Aber eins will ich dir sagen, mein Junge: nie wieder fahre ich mit einem Passagier!"

Kaltes Wasser.

Als der von Napoleon III. verbannte große französische Dichter Victor Hugo sich auf die englische Insel Guernsey zurückgezogen hatte, besuchte ihn eines Tages sein Kollege Dumas, der freundlich aufgenommen und zum Frühstück eingeladen wurde. Dumas entdeckte bald, daß Hugo sich in der Pose eines verbannten Propheten gefiel, denn letzterer sagte, ehe der Imbiß noch vorüber war, mit einer melancholisch-majestätischen Handbewegung:

„Du siehst mich hier, mein lieber Dumas, auf meinem Felsen der Verbannung gleich einem Geächteten des Altertums."

„Mache dir nichts daraus," antwortete Dumas freundlich und mit vollem Munde. „Die Butter ist hier auf jeden Fall weit besser als die in Paris. Darüber läßt sich durchaus nicht streiten."

— Immer im Bilde. Schmuhl hat zum zweitenmal geheiratet. Da fragt sein Söhnchen: „Tate, haste de neie Mamme auch wo alt gekauft?"

— Der erwischte Angler. Vater: „Daß ihr mir den Fisch jetzt mit der nötigen Andacht verzehrt, ihr Rangen! Der hat drei Mark gekostet — die muß ich nächste Woche abbrummen!"

— Irren ist menschlich. Sonntagsjäger (der sehr kurzsichtig ist und eben ein Huhn gefehlt hat, als ihm sein Hund einen Hasen apportiert): „Sollte ich den so verkannt haben?"

— Vom Abreißkalender. Frühlings-Anfang.

Herz mein Herz, was soll das geben?

Kalbshaxe mit Sauerkraut.